

Judith Le Huray

ICH
EINFACH TIERISCH

JUDITH LE HURAY

ICH EINFACH TIERISCH



Das Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt und leistet damit einen aktiven Beitrag zur nachhaltigen Bewirtschaftung der Wälder rund um den Globus.

ISBN 978-3-943086-25-6

1. Auflage Februar 2016

© 2016 Südpol Verlag
Corinna Böckmann und Andrea Poßberg GbR, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten.

Illustrationen: Ina Krabbe

www.suedpol-verlag.de

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



ILLUSTRATIONEN
INA KRABBE



LEBE ich noch? Ich komme mir vor, wie von einem Vierzigtonner überrollt. Oder als wären hundert Biker über mich drübergebrettert. Alles fühlt sich falsch an, mein Körper scheint nicht mir zu gehören. Und er schmerzt. Höllisch.

Tote haben keine Schmerzen. Also bin ich am Leben.

Ich rieche Erde. Und Holz. Und grün. Wie das? Kann man grün riechen? Es riecht nicht wie Spinat. Igitt, Spinat! Auch nicht wie Mas Zimmerpflanzen. Eher wie ... Ich kenne den Geruch, nur nicht so intensiv. Mein wirres Hirn kommt nicht drauf.

Überall raschelt es. Und knarrt. Ich höre Vögel zwitschern, unzählige. Wo kommen die plötzlich her?

Ein Lichtstrahl trifft direkt auf mein linkes Auge. Von oben. Hab ich gestern Abend vergessen, meine Zimmerlampe auszuschalten?

Schlaftrunken öffne ich die Augen, blinzle. Was ist denn nun los?! Erschrocken schließe ich sie wieder. Ich hole tief Luft, versuche, ruhig zu bleiben. Zweiter Versuch. Dieselben

Bilder. Weiß, gelb, bläulich-grau sind sie. Kaum grün, meine Nase hat mich angelogen. Alles ist unscharf und verschwommen, als würde ich die Welt durch ein Marmeladenglas betrachten.

Verdammt noch mal, was ist passiert? Was habe ich gestern gemacht? War ich bei einer Fete? Hat mir irgendein Hohlkopf was in die Cola gemixt?

Ich kann mich an keine Party erinnern. Nach der Schule habe ich Hausaufgaben gemacht. Dann kurz die Mails unserer Band gecheckt. Nur Spam, sonst nichts.

Danach war ich mit Felipe unterwegs. Wir sind mit den Mountainbikes durch den Wald geheizt. Ich weiß noch, wie wir uns einen steilen Weg raufgekämpft haben. Und danach?

Für einen Moment blitzt eine Hütte in meinem Gedächtnis auf. Doch nur kurz, zu kurz. Ich kann das Bild nicht greifen, nicht festhalten, um es genauer zu betrachten.

Ich muss mich besser konzentrieren. Felipe, der Wald, der Berg, was war dann?

„Hey Marvin, wer zuerst bei der Grillstelle ist!“, hat Felipe gerufen. Und schon ist er den Hang hinuntergeprescht. Ich hinterher. Aber mein Freund war verdammt schnell.

Die Kurve! Auf der Strecke ist eine ewig lange Linkskurve. Felipe den Weg abzuschneiden war meine einzige Chance,

also geradeaus. Zwischen Bäumen und Gestrüpp holperte ich über den Waldboden. Da bewegte sich was. Ein Reh! Es flüchtete, ich schaute ihm nach, strauchelte, erkannte zu spät den Baumstumpf, flog. Dann nichts mehr. Totalabsturz. Filmriss. Blackout.

Noch einmal klaube ich alle Erinnerungen zusammen, versuche, mir einen Reim darauf zu machen. Na klar! Ich hatte eine Bruchlandung und bin noch im Wald! Wahrscheinlich bin ich mit dem Kopf aufgeknallt, bewusstlos geworden und hab eine Gehirnerschütterung. Deshalb kann ich nur verschwommen sehen.

Ich schlage wieder die Augen auf, hebe den Kopf und versuche, mich ein wenig aufzurichten. Bäume kann ich eindeutig erkennen, obwohl die Blätter eher gelb als grün aussehen – mitten im Hochsommer. Auf dem Boden ist Moos, selbst das erscheint mir gelb.

Nicht nur meine Augen spielen verrückt, auch mein Körper will mir nicht so ganz gehorchen. Er fühlt sich irgendwie fremd an, als würde ich erst seit heute in ihm stecken. Ich bin total gerädert. Bei dem Sturz hat's mich echt übel erwischt!

Wo liegt eigentlich mein Bike? Angestrengt schaue ich mich um. Das muss ein Weistreckenflug gewesen sein. Die Stelle im Wald ist mir völlig unbekannt.

Stöhnend rapple ich mich auf. Merkwürdige Töne dringen aus meiner Kehle. Ich will mich auf die Beine stellen, kann mich aber nicht halten. Unbeholfen plumpse ich wieder auf die Hände.

Felipe, er muss mir helfen. Vielleicht ist er noch in der Nähe. *Felipe!*, will ich rufen. „Jauuul!“, höre ich eine Stimme durch den Wald heulen. Auch das noch! Es ist zum Verzweifeln. Da hocke ich nun, auf allen vieren, mit benebeltem Hirn, verschwommener Sicht und bin nicht in der Lage, meinen Freund zu rufen.

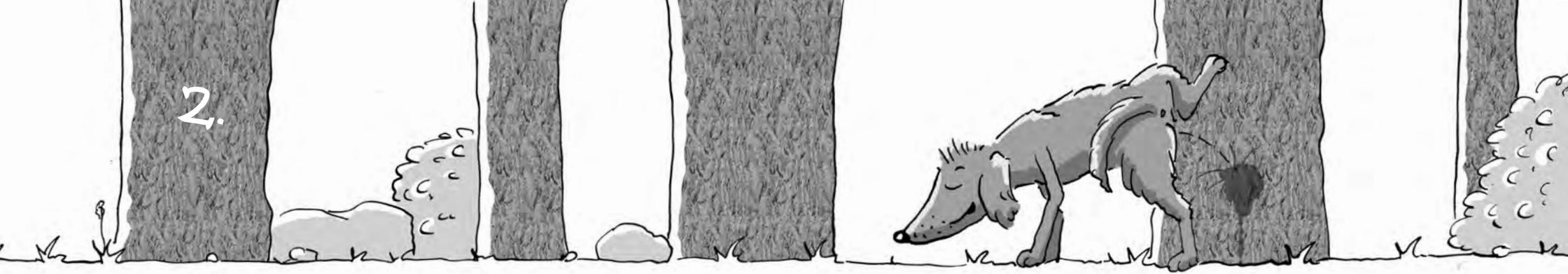
Was mich noch dazu ganz kirre macht, sind die vielen Gerüche und Geräusche. Es kommt mir vor, als könnte ich jeden Regenwurm riechen, der sich im Umkreis von zehn Metern unter der Erde verkrochen hat. Sogar Schmetterlinge meine ich, fliegen zu hören. So ein Schwachsinn! Aber ich höre keinen Fahrradfahrer. Überhaupt keinen Menschen. Nur Blätter, knarrende Bäume, buddelnde Mäuse, surrende Mücken, zwitschernde Vögel und huschende Eichhörnchen. Unglaublich, ich höre sie, bevor ich sie sehe!

Kein Mensch in der Nähe. Was tun? Mein Handy. Genau, ich muss Hilfe holen. Mit der linken Hand suche ich in meiner Hosentasche. Handy? Hosentasche? Hand? Ich fühle keine Finger. Und keine Hose. Schon gar kein Handy.

Aufgeregt atme ich durch den Mund, hechelnd, sabbernd, die Zunge hängt mir aus dem Maul, sie kommt mir verdammt lang vor. Verstört halte ich meine Hand vor die Augen. Neeeiin!! Der Schock nimmt mir den Atem. Fassungslos glotze ich an mir herunter. „Jauuul!“, hallt mein Heulen durch den Wald.

Die Knie knicken mir weg, mir wird schwindlig, ich knalle auf den Boden. Das alles ist ein böser Traum. Oder es kommt vom Sturz. Eine Sinnestäuschung. Oder ... Bei dem schockierenden Gedanken wird mir schlecht. Als ich den Kopf schüttle, spüre ich meine Ohren schlackern.

Ich bin ein Hund. Ich. Ein Köter.



DER abartige Schreck benebelt mein ohnehin schon matschiges Gehirn. Das kann doch nicht wahr sein! Aber mich quälen nicht nur verknotete Gedanken, Schmerzen und Verzweiflung. Ich habe Hunger. Und Durst. Und muss dringend pinkeln. Und ich will nach Hause – falls ich nicht schon daheim bin und mit einem Albtraum im Bett liege. Dann kann ich nur hoffen, rechtzeitig aufzuwachen, um nicht mit knapp dreizehn Jahren wieder zum Bettnässer zu werden. Mein Harndrang fühlt sich nämlich verdammt echt an.

Stöhnend richte ich mich auf, strecke die haarigen Glieder und versuche, die ungewohnten Körperteile zu koordinieren. Wie geht ein Hund? Zuerst die Vorderpfoten und dann die hinteren? Oder erst beide rechten, dann die linken? Ich eiere herum wie ein kleiner Hosenscheißer, der seine ersten Gehversuche macht. Mit Erleichterung stelle ich fest, dass meine Beine das Richtige tun, sobald ich sie einfach machen lasse.

Jetzt erst mal pinkeln. Ich suche einen Baum, um mich dahinter zu verstecken – obwohl weit und breit kein Mensch zu sehen ist. Als ich den Reißverschluss aufziehen will, wird mir wieder bewusst, dass da keine Hose zu öffnen ist und hebe instinktiv ein Bein. Aha, ich bin ein Rüde, das Geschlecht stimmt. Immerhin.

Nun muss ich Flüssigkeit nachfüllen. Ein gutes Stück entfernt höre ich ein Plätschern. Das Gehör ist der Hammer! Ich kann genau voraussagen, wo ich den Bach finden werde. Auch riechen kann ich ihn schon hundert Meter gegen den Wind.

Der Abhang zum Wasser ist steil, wie soll ich da runter kommen? Und wieder hoch? Wie eine alte Oma am Krückstock mache ich vorsichtig einen Schritt nach dem anderen. Schnell stelle ich fest, dass vier Beine zum Klettern echt praktisch sind. Jeder normale Hund würde sich trotzdem einen Ast lachen, wie ich mich anstelle, aber zum Glück ist keiner in der Nähe.

Das Wasser im Bach ist klar, es sieht sauber und trinkbar aus und riecht nach Erde und Steinen. Trotzdem grübele ich: Wie trinken ohne Glas, Becher oder Flasche? Mann, was für eine bescheuerte Frage! Ich stelle mich mitten in die Strömung, strecke meine ellenlange Zunge in das kühle Nass und beginne zu schlabbern.

Für einen Vierbeiner viel zu lahm und tollpatschig kraxle ich die Böschung wieder hinauf. Ich schüttele mich, Wasser spritzt aus dem nassen Fell.

Und jetzt? Ich merke, wie ich hechle. Nicht wegen der Hitze, sondern aus Panik. Marvin, bleib cool, sage ich mir in Gedanken. Du gehst jetzt nach Hause, dann sieht man weiter. Das Chaos in meinem Hirn und anderen Körperteilen versuche ich so gut es geht zu ignorieren. Allerdings ist die Sache mit dem Heimgehen nicht so locker zu erledigen. Unsicher schaue ich mich um. Ich habe absolut null Ahnung, wo ich bin.

Das Waldgebiet in unserer Gegend ist groß, es erstreckt sich über mehrere Ortschaften. Diese Stelle ist mir vollkommen fremd. Zum Glück kann ich noch menschlich denken. Was würde ich als Junge Marvin in der Situation tun? Wegweiser suchen. Vielleicht kann ich noch lesen.

Ich trotte den Weg entlang, halte Ausschau nach Orientierungspunkten und spähe zwischen den Bäumen zum Himmel.

Wie spät mag es sein? Gegen halb fünf am Nachmittag war ich mit Felipe im Wald. Wie lang bin ich wohl bewusstlos gewesen? Eine Minute? Zehn Minuten? Eine Stunde? Auf jeden Fall muss ich mich beeilen, um vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause zu kommen. Obwohl es mir so vorkommt, als stünde die Sonne jetzt höher am Himmel als vorhin, als ich aufgewacht bin. Doch durch die Bäume kann man das schwer erkennen und meine Augen spielen ohnehin verrückt.

An einem Baum entdeckte ich eine Markierung, eine gelbe Raute. Ich folge ihr. Nach ein paar hundert Metern finde ich ein Schild. Zwar muss ich genau hinsehen und exakt den richtigen Abstand wählen, aber dann kann ich es tatsächlich entziffern: *Hinterforstberg 2,2 km*.

Was? Hinterforstberg? Das ist mehr als zehn Kilometer von unserem Ort entfernt! Da hab ich noch ein gutes Stück Weg vor mir. Wie bin ich hier gelandet? So weit kann ich nicht vom Bike geflogen sein.

Nein, in dem Kaff Hinterforstberg habe ich nichts verloren. Ich schlage die entgegengesetzte Richtung ein. Gute Entscheidung, denn der nächste Wegweiser verrät mir, dass es hier nach Braunstein geht.

Beinahe lautlos trabe ich den Weg entlang. Inzwischen klappt es schon gut mit den vier Beinen, ich komme damit wesentlich flotter voran als erwartet.

Warum muss ich plötzlich an den Metzger denken? Aufgeregt recke ich die Nase in die Luft. Blut! Ich rieche frisches Blut! Fleisch! Hunger! Fressen! Wie benommen verlasse ich den Weg, folge der Spur. Meine Beine tragen mich von allein in die Richtung. Die Witterung wird immer intensiver, ich bin auf der richtigen Fährte, beschleunige das Tempo. Hunger! Fressen!

Da liegt es, mitten im Wald, ein Reh, tot, zerfetzt. Ich will mich drauf stürzen, öffne das Maul, um ein Stück Fleisch herauszureißen, schrecke zurück. Hunger. Fressen. Ekel. Blut. Mücken. Tausend Mücken.

In meinem Kopf wirbelt ein wirres Karussell. Der Hund in mir will sich auf das Festmahl stürzen, der Mensch wendet sich angewidert ab. Ein Kampf, ein erbitterter Kampf findet in mir statt. Panisch drehe ich mich im Kreis, würde am liebsten davonlaufen – vor mir selbst.

Fort. Zum Reh. Hunger. Fressen. Fort von hier, weit fort. Nach Hause.

„Da vorn ist es.“ Beinahe hätte ich sie überhört. Menschen. „Schon das zweite Reh, das er diesen Monat gerissen hat.“ Eine Männerstimme, heiser klingt sie, nur wenige Meter entfernt. Nichts wie weg!

„Da ist er!“, brüllt plötzlich ein anderer Typ. „Den kriegen wir!“

Ich renne los, zwischen die Bäume, auf und davon.

Ein Schuss! Direkt neben mir pfeift eine Kugel vorbei, knallt in einen Baumstamm. Sie schießen! Auf mich! Gefahr! Rennen! Ich muss sie abhängen, schnell, sonst bin ich verloren. Dort, durch das Unterholz, da können sie mir nicht so gut folgen.

„Hast du ihn?“

„Nein, war daneben. Er ist in die Richtung abgehauen. Such du dort drüben, ich geh da lang.“

Sie sind mir dicht auf den Fersen. Als Hund bin ich schnell, aber gegen Gewehrketten hab ich keine Chance. Und mir fehlt die Übung mit den vier Beinen.

Ich muss meinen Verstand einschalten. Was würde ich als Junge tun? Mich verstecken. Ja, das ist besser als rennen. Aber wo? Hektisch schaue ich mich um.

Da! Hinter dem Gestrüpp! Eine Höhle! Ich quetsche mich durch die enge Felsspalte in das kleine Loch. Hechle. Höre Schritte in der Nähe. Ich darf nicht hecheln. Ganz ruhig. Nicht hecheln. Nicht zittern. Am besten nicht atmen.

Schuhe knarzen. Stiefel. Direkt vor mir. Gummi. Leder. Schweiß. Menschenschweiß. Vor meiner Nase. Entdeckt. Ich bin verloren. Mir wird schwarz vor den Augen.

„Er ist mir entwischt“, höre ich eine der Männerstimmen direkt hinter dem kleinen Strauch, der den Höhleneingang

nur dürftig verdeckt. Kurz darauf sind die Stiefel weg. Schritte entfernen sich. Ich warte. Ich zittere. Ich hechle. Ich hab es geschafft. Ich lebe.

Nach einer halben Ewigkeit krieche ich aus meinem Unterschlupf. Der Schreck sitzt tief in meinen schmerzenden Gliedern. Verstört sehe ich mich um. Ich habe die Orientierung verloren. Wie soll ich nun zurückfinden?

Ohne nachzudenken, schnüffle ich am Boden. Gummi, Leder und Schweiß steigen mir in die Nase. Ich verfolge die Spur, spitze immer wieder die Ohren. Bald rieche ich das Blut. Um das gerissene Reh mache ich einen großen Bogen. Endlich bin ich wieder auf dem Weg.

Angespannt gehe ich weiter. Noch immer kann ich die Jäger riechen, die Gefahr ist nicht gebannt. Dann kommt mir der Geruch von Diesel in die Nase, von Autoreifen und Auspuffgasen. Sie müssen kürzlich abgefahren sein. Endlich, sie sind fort. Meine Schritte werden leichter.

Ich trotte den Weg entlang, horche, schnuppere. Bald höre ich Autos, immer deutlicher, kurz darauf eine Kirchenglocke. Sie klingt wie die unserer kleinen Stadt. Ich lausche, zähle mit. Zwölf Mal. Was? Zwölf Uhr? Und noch nicht dunkel? Oder ... soll das heißen, ich habe die ganze Nacht im Wald verpennt? Ma, Pa und Luisa sind garantiert außer sich vor Sorge! Es wird allerhöchste Zeit, dass ich nach Hause komme.

Die Wege sind mir nicht mehr fremd, hier war ich schon hundertmal. Wenig später kommt der Waldrand in Sicht, dahinter rieche ich die Felder. Ich lege einen Zahn zu. Meine Eltern, meine Schwester, mein Zimmer, mein Bett, mein Computer und natürlich auch meine Freunde – die Gedanken an sie, an ihre Nähe geben mir Power, aus dem Trab wird ein Galopp. Bald bin ich zu Hause. Allerdings als vierbeiniger Köter. Verfluchte Hundekacke!

Eine Idee schießt mir durch den Kopf: Vielleicht muss ich nur im Traum den Weg zu meinem Bett finden und werde dann unter meiner kuscheligen Decke als Marvin aufwachen, beinahe dreizehn Jahre alt, Schüler der siebten Klasse und Sänger bei den *RockaRaps*. Ja, das könnte sein. Nur merkwürdig, dass sich alles so echt anfühlt, so intensiv riecht.

Gleich bin ich in Braunstein. Aufgeregt trete ich aus dem Wald. Von da aus sind es nur wenige Minuten bis nach Hause.

Ich höre Fahrräder, Stimmen, Mädchenstimmen. Die eine kenne ich, sie gehört zu Karo, Luisas Freundin. Mist, sie hat mich entdeckt. „Schau mal, ein Hund“, ruft sie. „Komisch, er ist allein. Und hat kein Halsband.“

„Vielleicht ist er ausgebüxt“, überlegt das andere Mädchen. „Meinst du, wir sollten die Polizei rufen?“